

der Erfindung streitig machen wollte. Mit der Erfindung, die schnell Aufsehen machte, beschäftigte sich in Italien bald auch Galilei, und er war der erste, der auf den Gedanken kam, das neue Instrument auf den Himmel zu richten. Der Erfolg war, daß er bisher nie gesehene Sterne entdeckte und die vulkanischen Gebilde auf der Mondfläche wahrnahm. Seit her wurde das Fernrohr für die Astronomen unentbehrlich. Repley mußte es durch die Benützung von zwei konvexen Gläsern für die Erforschung des Himmels zu vervollkommen, und mit besonderem Eifer war Wihl. Herschel auf die Konstruktion riesenhafter Spiegelteleskope bedacht. Alle diese Instrumente waren aber in ihrer Wirkung noch beeinträchtigt durch die störenden farbigen Säume, welche die gelieferten Bilder umgaben. Sie zu beseitigen, gelang erst dem Engländer John Dolland durch die im Jahre 1753 gemachte Erfindung der achromatischen, das heißt farblosen Linsen. Diese Erfindung war es auf der fünfzig Jahre später der geniale Frauenhofer weiterbaute und die ihn befähigte, seinen großen vierzehn Fuß langen Refraktor herzustellen, der als eins der vollkommensten Fernrohre noch heute auf der Sternwarte in Dorpat in Gebrauch ist. Von einzelnen Vervollkommnungen in der Herstellung gewaltiger Blöcke optischen Rohglases abgesehen, ist Europa über das Werk Frauenhofers nicht viel hinausgekommen, dagegen war es dem Amerikaner Alban Clark vorbehalten, in der Vervielfachung großer Objektivs die weitgehendsten Fortschritte zu machen. Mit seinen vortrefflichen Instrumenten gelang es ihm, einen schon durch astronomische Berechnungen festgestellten Stern in der Nähe des Sirius zu finden, sowie die beiden Monde des Mars zu entdecken, und er ist es auch, der den Yerkes-Refraktor der Sternwarte in Chicago, das größte Fernrohr der Welt, aus einem Block von 40 Zoll Durchmesser zu schleifen wußte. Die Möglichkeit, ein vollendetes Glas herzustellen, ist damit nicht ausgeschlossen, bisher aber an den enormen Kosten gescheitert.

Wenn man bedenkt, daß die ersten Fernrohre es an Leistungsfähigkeit kaum mit unseren bescheidensten Operngläsern aufnehmen konnten, so erschließt daraus, welche ungeheure kulturelle Entwicklung in den verfloßenen drei Jahrhunderten auf diesem Gebiete vor sich gegangen ist, und daß wir die Tatsache einer mit unbearbeitetem Auge gänzlich ausgeschlossenen Erforschung des Weltraumes einzig dieser aus unscheinbaren Anfängen hervorgegangenen Erfindung verdanken.

Eine gelungene Kur.

Eine lustige Geschichte von Reimwieser.

Der Stören-Michl von A. im Oberland hatte ein trübseliges Weib. Drei und fünf Tage redete sie nicht nur keine Silbe, sondern keinen Buchstaben mit ihm. Er konnte ihr die besten Worte geben, konnte ihr Schmeicheleien, so süß wie Syrup und Berstenleim, unter die Nase streichen, das half alles nichts. Sie wurde dadurch nur halsstarrer und verhartete dann wohl gar vierzehn Tage u. drei Wochen in ihrem eisigen Schweigen. Einmal war das Übel besonders schlimm. Über fünf Wochen schien dem Störenweiblein die Zunge schon eingetrohren u. nirgend sah der Michl ein Zeichen, daß kalte Laute eintreten werde. Da wurde dem Michl die Geschichte doch zu langweilig und er sann auf Abhilfe dieser Krankheit. Fiel ihm auch ein rettender Gedanke ein. Und am Sonntag kurz vor der Predigt ging er zum Herrn Kurat und ersuchte ihn freundlich, er möge ihm für sein Weiblein das allgemeine Gebet halten. Der Kurat war erst seit einigen Monaten im Ort und kannte die Leute noch zu wenig. Er kannte die Leute überhaupt nicht, denn er war ein homo rectus, das heißt, ein frommer und fleißiger Herr, hielt alle Menschen für gut und glaubte jedem auf Wort. Es fragte also der Kurat, was dem Weiblein fehle—und der Michl antwortete mit traurigem Blick und klagender Stimme, es sei ein schlimmes Übel und die Trinne habe schon bald nach der Hochzeit bekommen. Fehlen tu' es im Mund, wenn es recht arg austrete, könne das arme Weib dreißig, vierzig Tage lang kein Wort sprechen. Sie möge sich noch so sehr anstrengen, sie bringe einfach keine Silbe heraus. Er habe schon viele Doktoren gefragt, aber keine wisse ein rechtes Mittel. Es sei halber der Starckrampf, meinten sie, und dafür sei kein Kräutlein und kein Pulver gewachsen. So müsse man halt auf unseren Herrn vertrauen, und er, der Michl, bitte den Herrn Kuraten inständig, er möge den Christgläubigen vorher auslegen, was eine solche Krankheit für ein Unglück sei, damit sie fleißiger und andächtiger beten und das allgemeine Gebet auch seine Wirkung tue. Und richtig, der Herr Kurat ging dem Michl richtig auf den Reim. Nach der Predigt hielt er noch ein wenig an und sprach:

„Euer Lieb' und Andacht! Ihr wißt, in welchem Elend und Jammer sich des Stören-Michels Weib befindet. Ihr alle, die ihr den Gebrauch der fünf Sinne habt, könnt auch gar nicht vorstellen, wie hart und bitter es sein muß, wenn ein

Mensch kein lautes Wort hervorbringen und sich mit den lieben Mitmenschen nicht verständigen kann. Wenn es auch nicht wehe tut, so ist's doch allemal ein großes Unglück. Weißt uns die christliche Nächstenliebe befehlt, den andern nach Kräften zu helfen, so wollen wir mit Andacht und Eifer für die Kranke beten, daß sie von ihrem Übel erlöst werde. Vater unser usw.“

Durch die Kirche ging ein Tuheln und Richern und die Sacktücheramen überall zum Vorschein. Der gute Herr Kurat meinte, die Gläubigen seinen vom Mitleid bis zu Tränen gerührt. Mitten unter dem Reiberdolk saß aber des Stören-Michels Weib; sie glühte wie eine Osterkugel und schwihte wie eine Wasserrube und zitterte wie eine Rupe und meinte, zerpringen und verprügeln zu müssen vor Scham und Bist und Galle. Nach der Messe lief sie nach Hause und heulte und hrie, sie müsse ins Wasser hüpfen, die Schande könne sie nicht ertragen. Es sei zu viel des Schimpfes und Spottes, den ihr Mann ihr angetan habe. Als auch der Mann heim kam und hörte, daß sein Weiblein wieder rede, da fiel er alsbald auf die Knie nieder und sprach:

„Gott sei Lob und Dank, daß mein Weib wieder reden kann! Wie ist jalt das allgemeine Gebet so kräftig gewesen.“

Von derselben Stunde an war des Stören-Michels Weib von ihrem Übel gänzlich geheilt.

Wie der liebe Gott ansieht.

In einem steirischen Städtchen will der Katechet den Schülern die Unrichtbarkeit Gottes erklären und trägt zu diesem Zwecke: „Hat denn eines von euch schon einmal den lieben Gott gesehen?“ — „Ich, ich!“ ruft der kleine Rudi. — Katechet: „So, wie sah er denn aus?“ — Rudi: „Er hatte einen schwarzen Anzug und einen Zylinder auf. Als ich ihm mit meinem Vater auf dem Markte begegnete, hat mein Vater zu ihm gesagt: „Gib, du lieber Gott, wo kommst du denn her?““

Die leichteste Todesstrafe.

Man hat gemeint, die Guillotine sei's. Aber nein! Ein Mann, der sonst seinem Vaterlande viele Dienste geleistet hatte und bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurteilt. Da half nicht Bitten, nicht Beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle, denn, welche Todesart er wählen würde, die sollte

ihm werden. Also kam zu ihm in den Turm der Oberamtschreiber, „der Herzog will Euch eine Gnade erweisen. Wenn Ihr wollt gerädert sein, will er Euch rädern lassen; wenn Ihr wollt gehängt sein, will er Euch hängen lassen; es hängen zwar schon zwei am Galgen, aber bekanntlich ist er dreischläfrig. Wenn Ihr aber wollt lieber Rattenpulver essen, der Apotheker hat's. Denn welche Todesart Ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll Euch werden. Aber sterken müßt Ihr, das werdet Ihr wissen.“ Da sagte der Malifanzant: Wenn ich denn doch sterben muß, das Rädern ist ein biegsamer Tod, und das Hängen, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber Ihr versteht's doch nicht recht. Meines Orts, habe ich immer geglaubt, der Tod aus Altersschwäche sei der sanfteste, und den will ich denn auch wählen, weil nur der Herzog die Wahl läßt, und keinen andern, und dabei blieb er und ließ sich's nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen lassen, bis er an Altersschwäche selber starb. Denn der Herzog sagte: Ich habe mein Wort gegeben, so will ich's auch nicht brechen.

Humoristisches.

— Sehr einfach. —

Lehrer (zu den Kindern): „Ihr verwechselt immer gestern und morgen, jetzt paßt mal auf: Vorgestern war gestern gestern und vorgestern heute; gestern war vorgestern morgen und gestern heute; heute war vorgestern übermorgen und gestern morgen und ist morgen gestern und übermorgen vorgestern; morgen ist übermorgen gestern und war gestern übermorgen; übermorgen ist morgen morgen und übermorgen heute. Da gib's doch keinen Irrtum!“

* * * * *

— Schnell gesagt. —

Dame, der der Kellner die Suppe über das Kleid geschüttet: „Alter—jetzt schauen Sie nur mein Kleid an!“

Kellner: „Tadellos — sieht wie angegossen!“

* * * * *

— Auf dem Schulwege. —

Frida: „O, wir sind jetzt in ein feines Haus gezogen! Unten drin wohnt sogar ein General!“ — Gretel: „Ist's möglich? Weißt Du auch schon, wie er heißt?“ — Frida: „Ja, ich habe sein Schild gesehen: General Agentur heißt er.“